



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ludwig-Dohm, Max: Sturm : Roman : (Erste Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Erste Fortsetzung)

„Du mußt dich sehen lassen, Mama!“ sagte Mara am Bett ihrer Mutter. „Das Haus ist voller Gäste. Alle fragen nach dir. Jetzt ist auch Schledenhäuser gekommen. Du wirst doch deinen alten Verehrer begrüßen!“ Und wirklich: Baronin Clementine klingelte nach der Jungfer . . .

Im großen Saal unterhielt man sich gruppenweise.

„Nämlich!“ sagte Graf Woldemar Hahn und machte eine Pause, in der er seine Nase umständlich mit dem Taschentuch bearbeitete, „nämlich das Volk verträgt keine gute Behandlung. Es gibt nämlich Hunde, die auch so sind, aber es handelt sich dann um gewöhnliche Rassen. Wirklich edle Tiere brauchen keine Peitsche. Das weiß ich nämlich aus eigener Erfahrung . . .“

Mara unterbrach ihn. „Gestatten Sie, Graf: Herr Wadelung, ein Vetter unserer lieben Frau Pastor, Kunstmaler aus Königsberg.“

„Wie interessant!“ sagte Graf Woldemar nach der Vorstellung. „Ich habe mich nämlich von klein auf für die schönen Künste interessiert.“

Mara überließ es den beiden, sich kennen zu lernen und wandte sich den anderen Gästen zu. Seltsam, wer alles heute auf Vorküßel zusammentraf — es war doch ein ganz gewöhnlicher Sonntag!

Dort am Kamin saß Herr von Wenkendorff im Gespräch mit Doktor Schloffer und Pastor Lannebaum; am runden Sofatisch aber hatte die Gräfin Hahn Platz genommen — eine große hagere Erscheinung, mit einer stolzen Hafennase und hohen gewölbten Brauen, unter denen ein paar graue kalte Augen hochmütig hervorblickten. Neben ihr auf dem Sofa thronte die Gräfin Schildberg, korpulent und lebhaft und ließ ihre kleinen listigen Augen im Raume umherstreifen. Sie hielt tätzchelnd Edith Wenkendorffs Hand gefaßt: „Das geistliche Leben sollten Sie doch nicht ganz vernachlässigen, liebes Kind! Kommen Sie doch einmal zu meiner Bibelstunde am Donnerstag. In dieser schweren Zeit brauchen wir ganz besonders des Herrn Segen!“

„Edith steht mit unserem Herrgott auf dem besten Fuß, Gräfin!“ rief der alte Wenkendorff vom Kamin herüber. Seine kräftige Stimme brachte die Belehrungsversuche Tante Emerenzias sofort zum Schweigen. „Das Mädel hat

mir vor drei Tagen einen Gaul gerettet. So eine Stallwache bei einem kranken Tier ist auch eine Betstunde!"

Pastor Tannebaum nickte zustimmend. Neben der massigen Gestalt des Sternburger Gutsherrn nahm sich der kleine Mann mit dem rosigem Gesicht recht dürftig aus. „Wer seine Pflicht so tut wie Baroneß Edith und Sonntags in der Kirche nicht fehlt, der gibt den Leuten das beste Beispiel!“ sagte er mit seiner freundlichen hohen Stimme.

Frau Berta, geborene Mabelung, war über die freimütigen Worte ihres Mannes erschreckt. Sie beugte sich weit über den Tisch und sagte mit süßlicher Liebenswürdigkeit zu der sichtlich verletzten Gräfin:

„Wie bewundernswert ist Ihre unermüdlche Fürsorge für das Volk, Frau Gräfin!“

„Ja, leider finde ich nur wenig Unterstützung!“ Und sie begann ausführlich und umständlich von ihrem opferfreudigen Wirken zu erzählen. In der Tür zum grünen Salon zeigte sich jetzt neben der stolzen Erscheinung des Baron Schledehausen das bleiche müde Gesicht der Baronin Clementine. Sie rang ihre krankhaft weißen, aber mit kostbaren Ringen geschmückten Hände:

„Was kann ich denn tun? Elend wie ich bin? Soll ich ihm kündigen, wo Alexander doch so viel auf ihn hält. Raten Sie mir, Baron!“

Doktor Schlosser hörte ihr Jammern. „Um Gottes Willen nicht kündigen!“ sagte er, die Hand der Baronin an die Lippen führend. „Der Mann hat seinen Denktettel weg. Kollege Bergström erzählte mir, daß ihm ein faustgroßes Loch in den Kopf geschlagen sei — jeder andere Mensch wäre daran eingegangen. Aber dieser estnische Dickhädel ist nicht so leicht umzubringen. Nach acht Tagen wird er ganz kusch hier antreten, und es wird sicher besser mit ihm auszukommen sein als früher.“

Baronin Clementine seufzte: „Gott gebe es! Kirchs Halsstarrigkeit hat uns das Leben schwer genug gemacht. Den ganzen Hof hat er tyrannisiert!“

„Nicht zu Ihrem Schaden, Baronin, nicht zu Ihrem Schaden!“ brummte der alte Wenkenдорff und machte, sich halb erhebend, eine schwerfällige Verbeugung vor der Hausherrin.

Schledehausen trat zu der Gruppe am Kamin: „Sie nehmen die Sache doch etwas zu leicht! Der Kerl hat ja geradezu kommunistische Ideen entwickelt! Selbst einer Wetterfahne wie dem Müller Mäggi, der jetzt natürlich auch zu der estnischen Sache schwört, ist es zu bunt gewesen. Er hat mir erzählt, wie es in Reval in der ‚Estonia‘ zugegangen ist. ‚Uns gehört das Land!‘ hat Verwalter Kirsch geschrien, ‚uns, die wir es im Schweiße unseres Angesichts bestellen!‘ Die Deutschen hat er alle miteinander freche Schmarotzer genannt, Blutsauger, Tagediebe! Wenn er auch jetzt wahrscheinlich wieder kleinlaut ist, so kennen wir doch seine innerste Meinung. Das wäre der reine Batterienherd auf Vorküll, um in Ihrer Sprache zu reden, Doktor. Ich finde, da muß das Messer angelegt und das Geschwür herausgeschnitten werden!“

„Man müßte vielleicht an den Herrn Baron nach Monte Carlo telegraphieren!“ ließ sich Pastor Lannebaum vorsichtig vernehmen. „Die Damen allein haben doch einen zu schweren Stand.“

„Die einzige Schwierigkeit ist die Brennerei!“ sagte Gräfin Emerenzia mit Nachdruck. „Alles andere können wir schwachen Frauen mit des Herrn Hilfe und dem guten Maddis bewältigen. Die Brennerei aber — das habe ich immer gesagt — ist ein Schandmal für ein christliches Gut!“

„Aber Gräfin!“ rief jetzt Herr von Wenkendorff aus und warf seinen schweren Körper entrüstet in den Sessel zurück. „Wo steht geschrieben, daß Branntwein und Christentum sich nicht miteinander vertragen?“

„Aber das Christentum ist die wahre Sittlichkeit, und Sittlichkeit bei Branntweintrinken ist undenkbar!“ Mit purpurrotem Kopf hatte die Gräfin den Hohn auf Wenkendorffs breitem Gesicht bemerkt und wurde von einer maßlosen Wut gepackt, als keiner der Gäste ihre Meinung unterstützte.

„Herr Madelung ist nämlich Abstinenzler!“ schrie die Füstelstimme des Grafen Wolly aus dem Hintergrund. Damit zerzte er den Maler in das Licht des Kronleuchters und rieb sich vergnügt die Hände, daß er endlich den weisen Gesprächen des neuen Propheten entgangen war.

Madelung hielt dem Duzend Augenpaare, das sich jetzt erstaunt auf ihn richtete, mit der ihm eigenen Gelassenheit stand. Er machte auch nicht den leisesten Versuch zu einer Verbeugung, denn er fühlte, daß es vor dieser Versammlung von Herren galt, den Stolz des freien Mannes und Denkers zu zeigen. Mit verschränkten Armen blieb er stehen, richtete den Blick in die Ferne und fing mit einer etwas belegten Stimme zu reden an:

„Sittlichkeit ist gleichbedeutend mit Gesundheit. Der Alkohol als Genußmittel ist unseres Leibes ärgster Feind. Eine Gesellschaftsordnung, die aus der Fabrikation dieses Giftes eines ihrer Existenzmittel nimmt, ist aber nicht mehr gesund!“

Graf Woldemar stand mit aufgerissenen Augen neben seinem Protegé. Nun sicherte er: „Er braucht nämlich niemals einen Barbier, und eigentlich geht er nämlich immer barfuß.“

Madelung sah seinen gräßlichen Interpreten mit einem großen Blicke an und fuhr ruhig fort:

„Ein ungesunder Leib zeigt Krankheitserscheinungen. Die Vorgänge, die Rußland jetzt erschüttern, sind aber nichts als solche Krankheitserscheinungen am Leibe der Gesellschaft. . .“

„Amen!“ rief Doktor Schloffer. Hinter den Brillengläsern funkelte sein Auge halb belustigt, halb ärgerlich zu dem Redner hinauf, und auf seinem glattrasierten, lebensklugen Gesicht wetterleuchtete der Spott.

„Was ist das für ein Rauz?“ Der alte Wenkendorff wandte sich ziemlich laut an Baron Schledehausen. Der hatte nur ein verächtliches Achselzucken. Da rollte Gräfin Schildberg ihre dicke Gestalt neben den Maler: „Herr Madelung

hat sich eingehend mit der Alkoholfrage beschäftigt," sagte sie zu den drei Herren mit einer vor Erregung sich überschlagenden Stimme. „Er hat schon als Knabe nicht trinken mögen, aus dem sichereren Instinkt des unverdorbenen Menschen, und bis auf den heutigen Tag hat er noch keinen Tropfen Alkohol über die Lippen gebracht!“

„Das spricht sehr für den Alkohol!“ flüsterte der Doktor Pastor Tannebaum zu, der von dem Auftreten seines angeheirateten Verwandten peinlich berührt war. Und laut sagte Schloffer:

„Ein Glas Burgunder täglich würde Ihnen gut tun, Herr Madelung! Mir scheint, Sie brauchen eine Appetitanregung!“

Gern hätte der Maler diesen Hieb mit einem Lobgesang auf die Magerkeit pariert, aber er war geistesgegenwärtig genug, es sich zu verbeißen. Er sah die üppigen Formen seiner Gönnerin und schwieg.

Jetzt öffnete sich zur rechten Zeit die Flügeltür zum Eßzimmer und Baronin Clementine hat ihre Gäste zur Tafel. „Mara ist für die Tischordnung verantwortlich!“ sagte sie, indem sie Schlehens Arm nahm.

Es herrschte anfangs eine ziemlich frostige Stimmung. Die Hausherrin bedeutete ihrer Tochter mit unwilligen Blicken, daß sie den Fehler gemacht hatte, die Gräfin Hahn zu weit unten zu plazieren. Und wirklich saß diese während der ganzen Mahlzeit steif und verstimmt auf ihrem Platz und antwortete ebenso einsilbig auf des Pastors höfliche Fragen, wie sie Doktor Schloffers Geschichten aus der Nachbarschaft ohne Teilnahme anhörte.

„Es ist wegen meines Herzens!“ sagte Gräfin Schildberg sich entschuldigend zu dem Maler, der den Ehrenplatz an ihrer Linken inne hatte. Sie goß sich einen kräftigen Schluck Rotwein in ihr Wasser, um es dann noch mit viel Zucker zu versüßen. „Herr Doktor Schloffer hat es mir verordnet.“

Man war bereits beim Dessert angelangt, als der alte Maddis mit wichtigem Eifer auf die Gräfin zugeschritten kam. Sein schwarzer Bratenrock und seine weißen Handschuhe deuteten darauf hin, daß ihm heute die Rolle eines Haushofmeisters übertragen war. In seinem kleinen grauen Schifferbart um das gutmütige Gesicht nahm er sich recht ehrwürdig aus.

„Brau Kräfin — ein russisch Kontrollmensch ist kommen, um unse Brennerei zu remädären“, sagte er im vergeblichen Versuch, seine krazende Stimme zu dämpfen.

„Was geht mich das an, Maddis — hast du gehört, Clementine?“ schrie sie über den Tisch weg. „Ein Tschinownik ist da, der eure Brennerei kontrollieren will!“

Die Baronin rang die Hände: „Der kommt zu passender Zeit, was macht man mit dem Menschen?“

„Der ist nämlich von der Regierung!“ erklärte Graf Woldemar mit aufgerissenen Augen. „Dem muß man nämlich tüchtig zu essen geben, dann wird er guter Laune.“

Aus dem Saal hörte man eine heifere Baßstimme.

„Wo est Fro Barronin? Lassen Sie! Dönke, Dönke, Dönke! Tut niz, das bißchen Staub kommt von weite Reife — nitschewo, nitschewo!“ Alles wandte sich nach der Tür. Es war, als wenn der russische Bär selbst aus dem Walde herausbräche.

Graf Woldemar sprang auf: „Das ist nämlich Dimitrief! Den kenne ich gut!“ Er ging auf den riesigen Menschen zu, dem die Dienstmädchen mit Mühe und Not den beschmutzten Pelzmantel abgenommen hatten und begrüßte ihn lichernd.

„Oh Herr Graff!“ rief der Russe erfreut und schlug dem Grafen kräftig auf die Schulter. „Serr angenämm! Frau Barronin entschuldigen, daß ich so plaze mitten hinein in Souper. Mußte Weg direkt auf Borküll nämnen — brennt Brennerei von Sperlingshof, hat kein Zweck hinzugenn! Haß — machen uns arme geplagte Beamte Arbeit leicht — Herren Revolutionäre! Puff — wie eine große Rakette slog Kessel in die Luft!“

„Auf Sperlingshof? Um Gottes Willen! Baron Schledenhauseu schob seinen Stuhl zurück und sprang auf: „Der arme Kurt! Ich muß ans Telephon, entschuldigen Sie, Baronin!“

Auch Edith sprang auf. Die junge Herrin auf Sperlingshof war ihre Freundin.

„Jetzt wird es Zeit!“ Die Hand des alten Wenkendorff schlug schwer auf den Tisch. Es gab einen allgemeinen Tumult. Nur Graf Woldemar Hahn wurde von der Nachricht nicht erschüttert. Er hatte den russischen Beamten auf einen Stuhl genötigt und ihm ein Wasserglas voll Wein in die Hand gedrückt.

„Bring dem Herrn Dimitrief zu essen!“ rief er dem Diener zu. „Er hat nämlich auch einen Magen!“

Dimitrief schüttete das Glas hinunter, daß ihm die Tropfen von seinem langen schwarzen Bart herabrieselten. Dann lachte er dröhnend auf: „Stimmt gut, Härr Graff, einen Arreitsemagen, groß wie ein Haserriack und ganz lärr!“ Und er trank und aß und hatte keine Augen für die anderen Gäste, die sich bald wieder um den Tisch einfanden.

„Natürlich Brandstiftung!“ war die Nachricht, die Schledenhauseu zurückbrachte. „Aber der Wind stand günstig, der Hof ist gerettet.“

„Das müssen wir Ihnen heute sagen, Baronin!“ hub Herr von Wenkendorff an. „Wir müssen uns auf schlimme Zeiten gefaßt machen. Borküll ist am meisten gefährdet: ihm fehlt der Herr. Sie müssen Ihren Ältesten rufen!“

Die Baronin war von dem gewichtigen Ernst der Worte wie vernichtet.

„Mein Gott — Wolff Joachim setzt seine ganze Karriere aufs Spiel, jetzt wo die Hofbälle beginnen. Ich arme, verlassene Frau!“

Schledenhauseu sah mitleidig das Häufchen Unglück an seiner Seite: „Geben Sie mir Vollmacht, Baronin, ich werde veranlassen, was nötig ist. Man wird uns auf Tarjomaa wohl noch eine Weile verschonen. Ich denke, wir besprechen das nachher!“

Das letzte sagte er mit einem bedeutsamen Blick auf die beiden fremden Gäste, der auch verstanden wurde.

Schweigend verließ der Rest der Mahlzeit. Nur der Russe klapperte mit seinem Besteck und ließ sich die Gerichte vortrefflich munden. . . .

Es war im grünen Salon, wo die beiden jungen Mädchen den Kaffee herumreichten.

„Was meinst du, ist es wirklich so schlimm bei uns?“ fragte Mara. Edith strich leicht über die schmalen Wangen der Freundin.

„Du unverbesserliche Träumerin! Hast du denn gar nichts gemerkt?“

„Aber hier ist doch alles ruhig auf Borküll? Zum Sterben ruhig! Manchmal wünsche ich, irgendwas möchte geschehen, damit hier frische Luft eindringt!“

„Ja — frische Luft tut not bei euch! Dann würde auch dein Bruder Paul wieder kommen. Er ist jetzt drei Jahre nicht zu Hause gewesen! Und doch könnte ihn euer Borküll gerade jetzt gut brauchen. . . .“

„Ob du dir nicht ein falsches Bild von ihm machst? Er hat eine zu weltfremde Art und ist zu sehr Gelehrter, als daß ihn Hof und Wirtschaft interessierten. Wolff Joachim taugt noch am besten zum Herrn!“

„Wenn Herr sein soviel bedeutet wie herrisch sein! Ich habe eine andere Auffassung. Wer Herr ist, muß wissen, was er will und muß es durchführen können. Gib zu, Paul hat sich auf seinem Weg von niemandem beirren lassen. Er ist der Klarste und ruhigste von euch!“

„Siehst du!“ fiel Mara lebhaft ein. „Die Ruhe hat mir auch an dem Maler gefallen. Er läßt sich durch nichts aus dem Konzept bringen. Du glaubst nicht, wie das wohlthut bei all der Zerfahrenheit hier im Hause!“

„Mir gefällt er nicht! Ruhe ist nicht dasselbe wie Heimlichkeit, ich halte ihn für einen Schleicher!“

Mara fuhr auf: „Ihr seid eben gegen alles voreingenommen, was nicht Schablone ist!“

So redeten die beiden Mädchen, während die alten Herrschaften über die Maßnahmen berieten, die die Lage erforderte. „Du kannst auch zuhören!“ rief der alte Wenkendorff und winkte seine Tochter neben sich. Da ging Mara ins Speisezimmer zurück.

„Ich dachte mir, daß Sie die Bilder interessieren!“ sagte sie zu Madelung, der die alten Familiengemälde studierte. „Das sind zwei echte Bouchers und drüben Großvater und Großmutter sind von dem Berliner Maler Krüger.“

„Schöne Bilder! Und was für herrliche alte Möbel!“ Madelung staunte. „Da steckt ja ein Vermögen drin!“

„Wirklich? Sind die alten Dinger so wertvoll? Ähnliche haben wir noch massenhaft im oberen Stock. Und die ganz wurmfressigen Sachen hat Tante Emerenzia im Sommer ausgemustert und auf den Boden bringen lassen — Bilder und Truhen und so Zeug! Sie hat die reine Ordnungswut. . . .“

Madelung horchte interessiert auf: „Soo? Wenn ich das doch mal sehen könnte. Wir Maler lieben solche alten Scharteken, wenn sie auch sonst keinen Wert mehr haben!“

„Herzlich gern. Ich will Sie mal rumsführen. Kommen Sie nur, wann es Ihnen paßt.“

Ein sägendes Geräusch unterbrach plötzlich ihre Unterhaltung und ließ Mara zusammenfahren. Aber gleich lachte sie wieder hell auf: „Da liegt der Russe in der Sofaecke und schnarcht! Ich habe einen richtigen Schrecken bekommen!“

Sie erschauerte noch einmal. „Dabei bin ich gar nicht schreckhaft. Mama wird oft von mir ausgelacht. Sie kann diese weiten menschenleeren Räume nicht vertragen. Sie sagt, es wäre ihr oft, als wenn jemand hinter ihr stände.“

„Ja, was mag dieses alte Schloß alles gesehen haben! Vielleicht sind es die Geister der Vergangenheit . . .“

„Glauben Sie wirklich an so was?“

„Ich glaube an das Karma!“ sagte Madelung feierlich.

Da griff Mara, von einem neuen jähen Schrecken getroffen, nach seinem Arm. Ihre Augen hingen starr an der Tür. Ein langgezogenes Heulen war zu vernehmen. Rufe ertönten im Salon, Stühle wurden gerückt. Und lauter als alles gellten die Schreie der Baronin. Die Tür sprang auf: jämmerlich winselnd kroch Barry seiner Herrin zu Füßen.

Von roher Hand war ihm die herrliche Rute dicht an der Wurzel gefaßt. Eine Blutspur zog sich hinter ihm her über das Parkett. Nun lag er, halbtot vor Dual, und blickte in hilflosem Schmerz zu Mara auf, die neben ihm kniete und seinen edlen Kopf in ihre Arme nahm.

„Die Kriegserklärung!“ sagte Schledehausen bitter. Baronin Clementine lag ohnmächtig im Sessel, und weder Tante Emerenzias Niesfläschchen noch Doktor Schloßers Stirnreiben konnten sie erwecken. Der alte Maddis mußte sie mit des Doktors Unterstützung auf ihr Zimmer tragen.

Dimitrief aber war aus seinem bleiernen Schlaf emporgefahren. Er saß, die gespreizten dicken Finger auf die Schenkel gelegt, mit offenem Munde da und blickte verständnislos auf die Gruppe um den zuckenden Hund. „Shto takoje?“ fragte er stumpf, einmal über das andere.

„Am besten ist nämlich, man erschießt ihn gleich. Er wird noch den ganzen Teppich verderben!“

„Schweigen Sie!“ fuhr Edith den Grafen Wolly an. „Besorgen Sie mir lieber frisches Wasser und ein Handtuch!“ Sie hatte ihre Geistesgegenwart durchaus behalten.

Bald kniete sie neben Mara und legte dem entstellten Tier mit geschickten Händen einen Verband an. Ihr tapferes Zugreifen trug mehr zur Beruhigung des jungen Mädchens bei als alle Trostworte der anderen.

„Aber jetzt will ich wissen, wer diese Gemeinheit begangen hat!“ rief Mara, wild auffpringend. „Der soll die Peitsche fühlen!“

Der alte Wenkendorff hielt sie zurück: „Hat keinen Zweck, Mädchen! Den Schubial findest du nie. Es werden wohl mehrere an dem Spaß beteiligt sein!“

„Ja“ fuhr er fort, „was machen wir jetzt mit euch? Wir müssen nach Hause fahren! Sollen wir euch drei Frauen ganz allein hier lassen? Ich glaube nicht, daß was passieren wird. Aber natürlich — unheimlich ist es für euch, bis Wolff Joachim kommt. . . .“

Seiner Überlegung kam der Maler zu Hilfe: „Wenn es mir gestattet ist — ich bleibe gerne bei den Damen!“

Über Wenkendorffs eben noch besorgtes Gesicht flog ein joviales Lächeln: „Richtig, der Herr Maler, das wird besonders der Frau Gräfin willkommen sein. Abgemacht — Sie bleiben da und halten sich für jeden Fall bereit!“

„Machen wir, machen wir!“ ließ sich der Russe gutmütig vernehmen: „Ich halte mir auch bereit. Wir spielen Kartten und trinken dazu!“ Er legte seinen dicken Arm freundschaftlich um Madelungs Asketenfigur und drückte sie fest an sich.

Da konnte sich keiner des Lachens erwehren und selbst Mara mußte mit einstimmen.

„Es ist eine große Ehre für dich!“ sagte Frau Pastor Lannebaum zu ihrem Better beim Abschied. . . .

Unten im Hof fuhr ein Wagen nach dem anderen an der Rampe vor. Die Laternen flackerten im Winde.

„Sie brauchen sich um Ihre Mutter nicht zu sorgen!“ versicherte Doktor Schloffer nochmals. „Ich habe ihr Morphium gegeben — sie schläft ganz ruhig!“

„Kopf hoch!“ sagte auch der alte Wenkendorff zu Mara, und Edith flüsterte ihr halb ernst, halb neckisch ins Ohr: „Verlieb dich nicht!“

Schledehausens Wagen war der letzte. Er hatte im Kontor noch mit dem alten Maddis verhandelt und klopfte ihm jetzt, im Begriff einzusteigen, freundlich auf die Schulter:

„Fünfzig Jahre sind Sie auf Vorküll, und Sie haben es immer gut gehabt. Denken Sie daran, Maddis!“

Bald wurde es ganz still auf dem Hof.

Schwer und dumpf war das Tor ins Schloß gefallen. In der Ferne verhallte das Rollen der Räder und der rasche Hufschlag der Pferde.

„Ich bin doch froh, daß er da ist!“ dachte Mara, als sie ihr Fenster gegen den Wind verschloß. Zerrissene Wolken jagten über den Mond, und der Wind pfiß und heulte um das alte Herrenhaus.

Madelung aber ging noch lange in seinem hohen Zimmer auf und ab und strich sich befriedigt über das Kinn.

„Da wären wir!“ sprach er zu sich selbst. . . .

(Fortsetzung folgt)